

ANDREA WEIDLICH

DER GEILE SCHEISS VOM GLÜCKLICHSEIN

WIE MAN DAS GLÜCK NICHT SUCHT
UND TROTZDEM FINDET



ohne Filter

Herz geprüft

kreisverkehrt

Vollzeit mutig

einfach weil

Dosis Wow

es steht dir zu

gusch. baby

© des Titels »Der geile Scheiss vom Glücklichein« (978-3-7474-0053-1)
2019 by mvv Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvv-verlag.de>

mvvverlag 



Für meine Eltern, meine Familie,
die mich von klein auf Schreiben gesehen und immer darin bestärkt
haben,

meine Freundin Samira, die gar nicht mehr aufhören konnte zu
weinen, als sie von diesem Buch erfahren hat (vor Freude, falls sich
jemand fragt),

für das Mädchen, das uns schrieb, dass sie durch uns die Motiva-
tion fand, endlich aus dem Krankenhaus zu kommen,

für die Krankenschwester, die ihr unseren Podcast empfohlen hat,

für jede und jeden da draußen, all die wundervollen Menschen, die
uns täglich schreiben und uns mit Liebe überhäufen -

hier ist ein wenig Liebe für euch zurück.

Und natürlich für Anna,
dein Herz, deinen Halt
und deine schöne Seele.

*Euch allen von Herzen:
Danke.*



1.

RUNDE NULL: WIE ALLES BEGANN

Als kleines Mädchen war ich überzeugt davon, geheime Superkräfte zu besitzen. Ich erinnere mich, wie ich auf der Rückbank im Auto meiner Eltern saß, zum Fenster hinaus starrte und mir plötzlich durch den Kopf schoss: »Meine Gedanken sind geheim! Keiner kann sie sehen, schmecken, riechen oder fühlen. Niemand weiß Bescheid. Ich kann denken, *was* ich möchte, *wann* ich möchte und *wie* ich möchte. Das ist meine geheime Superkraft!«

Würde man mich heute dazu befragen, ich würde dem kleinen Mädchen immer noch Recht geben. Unsere Gedanken sind frei und manchmal auch geheim. Wenn wir sie für uns behalten, kann sie niemand zerstören. Im Kopf zaubern wir kleine und große Episoden, bunte Abenteuer und atemberaubende Szenen, die nur darauf warten, zum Leben erweckt zu werden. Wir schreiben gedanklich Geschichten über uns, das Leben und den Menschen, der wir sein wollen. Vielleicht haben wir unser Glück also nicht nur in der Hand, sondern auch im Kopf, und können von da aus weit mehr ins Leben rufen, als wir je zu träumen wagen.

Was wäre, wenn alles, was wir sehen, doch nur eine Illusion und alles, was wir träumen, die Wahrheit ist? Im Kindesalter verschwimmen die Grenzen.

Das Mädchen von damals malte sich die buntesten Gedanken aus, formte sie zu Worten und daraus zu Geschichten. Es gab keinen Unterschied zwischen dem sonnigen Tag an Deck und den aufregenden Erlebnissen in meinem Geist. All das, was ich erleben wollte, entstand in meinem Kopf und wurde auf dem Papier zum Leben erweckt. Meine Eltern besaßen damals ein kleines Boot, auf dem wir die Hälfte des Sommers barfuß und glücklich, eingecremt mit Lichtschutzfaktor 5 und trotzdem ohne Sonnenbrand, verbrachten. Entlang der weiten Küste Kroatiens steuerten wir, begleitet vom lauten Zirpen der Zikaden, aus kleinen, malerischen Häfen direkt hinaus aufs offene Meer, weiter zu den entlegenen Buchten Dalmatiens, wo wir uns das Salz auf die Haut und nicht mal aus den Haaren spülten. Es brauchte nicht viel mehr als ein paar Badehosen (Bikinitops waren nicht nötig), mein aufblasbares Krokodil, saftige Gurken und Tomaten vom Markt, Stifte und jede Menge Papier. Sobald ich aus dem Wasser kam, tappte ich auch schon mit meinen nassen Füßen die kleine Holzstiege im Boot hinunter und schnappte mir Stift und Block. Da saß ich oft stundenlang in meiner kleinen Kajüte und schrieb. Ich schrieb für niemanden außer mich selbst. Es gab kein Ziel, keinen Anfang und kein Ende. Wenn ich schrieb, war ich glücklich. Und so ist es immer noch.

Wer jetzt verzweifelt nach einem Stift sucht, um endlich dieses beschissene Glück zu finden, oder ungefähr so große Lust darauf hat, wie sich astreines Japanisch in einem Crashkurs in die Synapsen zu klopfen, kann ich schon mal beruhigen: Es gibt gar nicht sonderlich viel zu tun. Keiner muss hier schreiben (außer ihr wollt, dann macht es bitte!). Es geht eher darum, sich nach ein paar Runden im Kreisverkehr die Ausfahrt Richtung geiler Scheiß zu gönnen. Man kann sich nämlich für sein Glück entscheiden. Genau mit diesem Thema beschäftigen wir uns in unserem Podcast

»*gusch, baby*«. Da unterhalten Anna und ich uns über den geilen Scheiß vom Glücklichein. Anna ist meine Cousine und gemeinsam befassen wir uns wöchentlich damit, wie man das Glück nicht sucht und trotzdem findet. Und darum geht es auch in diesem Buch. Dazu muss man übrigens alles andere als perfekt sein. Glaubst es uns, denn wir sind es nicht.

In fünfhundert Metern die linke Ausfahrt im Kreisverkehr nehmen, danach dem Straßenverlauf folgen. Der geile Scheiß vom Glücklichein befindet sich direkt hinter der etwas trüben, vom Schmutz des Fahrtwinds beschlagenen Scheibe. Reinigen wir sie ein bisschen für bessere Sicht. Und das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein.

Im Herzen: Sonne
Im Regen: *Schirm.*

(guschbaby)

2.

DER GEILE SCHEISS VOM GLÜCKLICHSEIN

*»In einer Welt, in der wir alles sein können,
sollten wir vor allem glücklich sein.«*

Mit dem Glück ist es so eine Sache. Wir jagen ihm hinterher, wir machen uns auf die Suche, wir bleiben stehen, wir stolpern und manchmal stürzen wir auch. Dann stehen wir wieder auf, mit wundem, aufgeschürftem Herzen, hoffend, dass uns das Glück endlich findet und, verdammt noch mal, auch bleibt. Beinahe zornig rufen wir ihm zu: »Komm und bleib für immer!«

Glücklich sollte man sein. Man liest es überall. Aber, da brennt sie förmlich auf den Lippen, die unerbittliche Frage: »Ja, wie denn nur?«

Wie sieht es denn aus, das Glück? Hat es schon jemand gesehen? Wie fühlt es sich an? Zerbrechlich oder fest? Zaghaft oder wild? Ist es leise oder laut? Wie ist es denn und wo bleibt es nur?

Höchste Zeit das herauszufinden.

3.

GEH MIR NICHT AM HASHTAG

Und? Hast du ihn schon, den blauen Haken, hast du heute schon »geinfluenced«? Falls nicht, stell dein Leben bitte ordentlich infrage. Eventuell lebst du in einer Parallelwelt, von der noch nicht geklärt ist, ob du überhaupt am Leben bist. Man ist nämlich sehr glücklich auf Instagräääm. Vor allem aber sehr natürlich und hauptsächlich im Urlaub. Und die ganze Welt sieht aufgeregt zu, beim nächsten Klick der Instastory. Wie bei einem Unfall, bei dem man nicht wegschauen kann. Also schauen wir hin, wie damals bei Reich und Schön oder als Barbapapa lief. Auf Instagram verbiegen wir uns gerne und werfen ein paar Filter drüber. Denn wir stehen verdammt noch mal glücklich da: an glücklichen Orten, in glücklichen Schuhen, vor glücklichen Kindern. Deshalb zaubern wir mal eben im Handumdrehen eine vegane, achtstöckige Geburtstagstorte in blassrosa Marzipanglasur und beweisen der Welt, dass wir auf die Kokosblütenzuckerseite des Lebens gefallen sind. Auf jeden Fall stehen wir da, wo man gerne steht. Nicht im Büro oder in der Schlange im Supermarkt. Nicht vor vollgekackten Windeln oder dem Scheidungsrichter. Man hat jetzt schließlich Insta-Husbands. Das sind die neuen Kens und das hält ewig.

Und manchmal – ganz heimlich – lassen wir das alles hinter uns. Dann essen wir den verdammten Kuchen, gehen raus und sehen uns den Regenbogen an. Vielleicht auch einfach mal ganz ohne Filter vor der Linse. Man sieht eben einfach mehr.

Wer nicht weiß, was ein Hashtag oder dieser verdammte blaue Haken ist, dem möchte ich an dieser Stelle ganz herzlich gratulieren. Es besteht noch Hoffnung auf ein echtes Leben! Eines, in dem wir nicht gefangen sind, uns nicht ständig mit anderen vergleichen und nicht versuchen, noch glücklicher, noch schöner oder noch erfolgreicher zu sein. Zwischen den hohen Kerkermauern der sozialen Medien bekennen wir uns vielleicht dazu, hin und wieder diese verdammten miesen Tage zu haben, die sich leider nicht durch Contouring wegblenden oder verwischen lassen. Vielleicht gestehen wir uns sogar zu, auch mal traurig zu sein, nicht weiterzuwissen, so einige Fehler gemacht zu haben und immer noch zu machen, jemanden zu vermissen – manchmal sogar uns selbst, weil wir nicht mehr wissen, wer das sein soll.

Es ist schon ein großer Druck, die perfekte Version seiner selbst zu sein. Wann haben wir denn damit begonnen, uns und der Instagram-Welt Vollkommenheit vorzugaukeln, obwohl sich doch alles so unvollkommen anfühlt? Braucht uns die Welt perfekt, wenn sie es doch selbst nicht ist? Überlegt sich die Amsel auf dem Ast vor unserem Fenster, ob ihr linker Flügel heute genügend glänzt, oder zwitschert sie einfach vor sich hin? Haben wir etwa einen Vogel oder sollten wir mehr wie einer sein? Den Vogel jedenfalls kümmert es nicht. Die Amsel fragt sich nicht, warum der Specht so laut klopft und sie nicht, oder warum ihr der edle rote Fleck am Bauch nicht vergönnt ist. Würde die Amsel anfangen, sich diesen Fleck auf den Bauch zu malen, wir würden sie für verrückt erklären. Vielleicht braucht es uns, genau wie die Amsel oder den Specht, in unserer ehrlichsten Version: ungeschminkt,

ohne Filter, echt und genau so, wie wir gedacht sind. An guten wie an schlechten Tagen, an denen wir am liebsten davonlaufen wollen oder das Glück in weiter Ferne scheint. Was, wenn es mit offenen Armen auf uns wartet und uns zuruft: »Ich bin hier. Genau hier!«

Kann mal wer
den Filter abstellen?
Das Glück will
sich zeigen.

4 .

ALLES AUSSER IRDISCH

Ich verrate es euch nur ungerne, aber Menschen sind komisch. Also, so richtig! Es gibt tatsächlich keine Gattung auf dieser Welt, die es schafft, sich so konsequent selbst im Weg zu stehen wie wir. Man nehme nur all die Kriege oder die Zerstörung unserer eigenen Umwelt. Mischen wir noch ein paar selbst inszenierte Dramen, die Flucht vor unseren Gefühlen und sämtliche Ängste wie Bindungsangst, Versagensangst, Verlustangst (die Angstpalette ist bunter als jeder Malkasten) dazu und vermengen wir sie mit all den Beschränkungen, die wir uns selbst auferlegen. Mit großer Sorge blicken wir in unsere Zukunft und verpassen dabei das Hier und Jetzt. Wir beschweren uns über dies und das – oder über alles – und in Wahrheit steht unserem Glück rein gar nichts im Weg, außer wir uns selbst.

Selbstsabotage scheint unser allerliebstes Hobby zu sein. Manchmal frage ich mich, ob uns ab und zu jemand von außen betrachtet und dann sehr verstört ist. Vielleicht Außerirdische oder, sehr viel banaler, ein paar Goldfische, Kaulquappen oder gutmütige Golden Retriever, die sich alle die Haare raufen (außer Goldfische und Kaulquappen, die haben keine) und sich fragen, was wir da tun. Eventuell schütteln sie auch wild den Kopf, weil – ich habe es bereits erwähnt – wir Menschen sehr komisch sind. Nicht

auf eine erheiternde Weise, sondern eher auf diese sehr schräge, seltsame Art, die man als Außenstehender schwer nachvollziehen kann. Manchmal tue ich mir damit sogar als quasi Innenstehende schwer.

Wir haben alles und doch ist nichts genug. Wir beklagen uns in Bausch und Bogen. Das Leben ist hart – vor allem zu uns.

Aber vielleicht geht es uns manchmal einfach *zu gut* und wir fühlen uns deshalb so schlecht dabei.

Solltet ihr euch an dieser Stelle über das »Wir«, also die Verallgemeinerung im großem Stil beschweren, bitten wir um Nachsicht. Das »Wir« dient zur Vereinfachung eines allgemeinen Phänomens, bei dem sich der eine mehr, der andere weniger betroffen oder zugehörig fühlt. Solltet ihr euch so ganz und gar nicht angesprochen, ja sogar übel auf den Schlipps getreten fühlen, dann gratulieren und warnen wir euch zugleich. Einerseits freuen wir uns für euch, wenn ihr bereits rundum glücklich seid und mit Selbstsabotage so gar nichts am Hut habt. Andererseits warnen wir euch, nicht in die größten aller Selbstsabotagefallen zu tappen, nämlich die Ach-bei-mir-ist-das-ganz-anders-Verdrängung oder die Nein-so-bin-ich-gar-nicht-Heiligsprechung. Damit wollen wir uns vielleicht aber selbst versichern, etwas ganz Besonderes zu sein und ganz sicher nichts mit der breiten Masse gemein zu haben. Okay, das verstehen wir. In Wahrheit sind wir alle etwas ganz Besonderes – und das meinen wir ganz ohne Sarkasmus –, aber alleine das macht uns eben wieder zu einer recht kongruenten Einheit. Sollten wir nicht gerade deswegen zusammenhalten, statt ständig gegeneinander zu sein? Vielleicht sollten wir beginnen, alle am selben Strang zu ziehen – dem Glücksstrang sozusagen. Wir finden, wir sollten!

Anna und ich sind uns diesbezüglich einig. Anna ist, wie bereits erwähnt, meine Cousine. Sie redet gerne, was einmal mehr demonstriert, dass sich genetisch oft dieselben Dinge innerhalb

einer Familie durchsetzen, auch wenn man das gerne mal abstreitet. In diesem Fall ist es aber durchaus schlüssig und auch hilfreich, da wir gemeinsam jede Woche einen Podcast aufnehmen. Für alle, die nicht wissen, was ein Podcast ist: Bitte augenblicklich googeln und mindestens fünfundvierzig Minuten wöchentlich Reinhören. In *unseren*,* versteht sich, weil der sehr glücklich macht. Man erspart sich dann das Fernsehen, Beten oder lästige Aufschreiben von Glaubenssätzen. Amen.

Eventuell auch nicht. Erfreulicherweise gibt es ja verschiedene Wege zum Glück und jeder darf seine ganz persönliche Auswahl treffen.

Anna und ich sind jedenfalls davon überzeugt, dass uns alle die eine oder andere Frage des Lebens beschäftigt und wir schon deshalb irgendwie alle im selben Boot sitzen. Gehen wir mal davon aus, dass Herr Huber von nebenan, Frau Meier aus dem Büro und selbst die Geißens auf ihrer Jacht vor Mallorca in Wahrheit ganz ähnlich ticken wie wir und alle ihre kleinen und großen Probleme haben (die Geißens im Übrigen wahrscheinlich größere als Frau Meier und Herr Huber). Wenn wir das erkannt haben, liegt der Gedanke nahe, dass wir genau genommen auch alle denselben Wunsch teilen, nämlich einfach nur glücklich zu sein. Würden wir die Theorie etwas erweitern, käme noch der Wunsch hinzu, zu lieben und geliebt zu werden, was allerdings auch wieder in die Kategorie »Glücklichsein« fällt. Bleiben wir also der Einfachheit halber beim Glück und widmen wir uns ein wenig später der Liebe, sozusagen als Baustein oder Molekül des Glücks.

Jetzt ist das Glück ja schon von seiner Definition her gar keine klare Sache. Da kann es nämlich einerseits ein sehr oder relativ günstiges Ereignis sein, das einem einfach mal so zufällt. Oder es

* www.guschbaby.com

handelt sich um einen Zustand des Seins, der uns erfüllt. Wenn wir hier von Glück sprechen, dann immer von Letzterem. Wir sind davon überzeugt, dass das Glück nicht etwa passiv ist, sondern dass wir es selbst gestalten können, wenn wir es wollen oder zumindest probieren. Es wäre ja sonst so, als müssten wir immer darauf *hoffen*, irgendwann glücklich zu sein, und könnten nichts dafür (oder auch dagegen) tun. Das wäre unserer Meinung nach doch ziemlich verkehrt. Wir gehen also davon aus, dass Menschen die Gabe besitzen, ihr Glück selbst in die Hand zu nehmen, aber auch die Fähigkeit haben, es mit Füßen zu treten. Der aufmerksame Leser vermutet bereits, worin wir geübter sind.

Das Glück lieber in die
Hand nehmen, statt
es mit Füßen zu treten.

5.

DIEGO-HERBERT UND DAS GLÜCK

Man sollte glauben, das mit dem Glück sei eine große Sache. Dass es nicht ganz so groß sein kann, erklärt sich aber schon daran, dass Anna es letztens auf dem Rücksitz ihrer Uber-Fahrt gefunden hat. Dabei behauptet sie felsenfest, niemals ein Gespräch mit Uber-Fahrern zu beginnen. Wirklich niemals. Un-erklärlicherweise findet sie sich trotzdem immer in tiefgreifenden Lebensfragen fremder Menschen wieder, in diesem Fall im kosmischen Fragenkatalog von Diego-Herbert. Möglicherweise war das nicht exakt sein Name. Aber als Anna mir die Geschichte erzählte, war sie überzeugt davon, dass er ein Herbert sein musste. Alles in ihm und an seiner Lebenseinstellung schrie förmlich Herbert. (Nichts gegen Herberts!) Da der Name aber so gar nicht zu ihrer Beschreibung eines südländischen Schnauzbarträgers mit übertrieben exponierter Brustbehaarung passte, einigten wir uns auf einen selbst kreierten, interkulturellen Doppelnamen – nämlich: Diego-Herbert.

Falls nun jemand aufgrund dieser Geschichte vorhat, seinen ersten Sohn, womöglich auch seinen zweiten oder gar dritten, so zu nennen, wären wir gerne darüber informiert. Wir wären dann immerhin namensgebende Tanten und hätten diesen jungen Geschöpfen das Glück sozusagen bereits in die Wiege gelegt. Das

halten wir für eine schöne Sache und würden dann gerne gratulieren. Also, sagt uns Bescheid, sollten ein paar Diego-Herberts das Licht der Welt erblicken. Und an alle Diego-Herberts: Verklagt uns nicht – eure Eltern wollten es so.

Beim Einladen ihres Koffers fragte Diego-Herbert, aufmerksam wie er war, woher Anna denn geist käme. »Berlin«, antwortete sie knapp, da sie eigentlich vorhatte, während der Fahrt ein paar E-Mails und Social-Media-Nachrichten zu beantworten. Doch Diego-Herbert stand der Sinn nach einer gepflegten Konversation über die verpasste Chance seines Lebens und er ließ sich keineswegs beirren.

»Berlin!«, rief er entzückt. »Ich habe früher mal in Deutschland gelebt.«

Das war er, der Beginn einer Konversation, aus der Anna so schnell nicht wieder rauskam. »Mhm.« Anna blickte nach wie vor auf den leuchtenden Bildschirm ihres Mobiltelefons, hoffend, sie könne der Konversation entkommen. Doch der Stolz in seiner Stimme ließ wenig Raum für Hoffnung.

»Das war eine schöne Zeit«, fuhr er fort. »Meine Familie und ich haben da gleich neben einem Gutshof in der Nähe von Heidelberg gelebt.«

Und so fand sich Anna mitten in Diego-Herberts Lebensgeschichte wieder. Es war an der Zeit, den Kopf zu heben, sich zu ergeben und einfach nur zu lauschen.

Diego-Herbert wohnte mit seiner Familie gleich neben dem Besitzer des Gutshofs, der gleichzeitig auch ihr Vermieter war. Sein Name war Olaf. Diego-Herbert schätzte ihn auf etwa Mitte siebzig. Er war ein sehr freundlicher, aber auch zurückhaltender Mann, der den Hof ganz alleine bewirtschaftete. Da Diego-Herbert jeden Tag am Hof vorbeispazierte, kamen die beiden eines Tages ins Gespräch und Diego-Herbert bot Olaf an, ihm zu helfen, ein

paar Dinge auf dem Hof zu verrichten. Schon nach kurzer Zeit einigten sich die beiden darauf, dass Diego-Herbert von nun an, selbstverständlich gegen Bezahlung, für Olaf arbeiten würde, und darüber hinaus noch zur Hälfte des Mietpreises mit seiner Familie im Nebenhaus des Gutes wohnen durfte.

Das Verhältnis der beiden Männer wuchs schon innerhalb kürzester Zeit über das eines Arbeitsverhältnisses hinaus. Es entstand eine tiefe Freundschaft. Endlich war auch für Olaf das Glück eingekehrt. Er, der zuvor ganz alleine auf dem Hof gelebt hatte, durfte erleben, wie sich Kinderlachen in den Gängen, gemeinsame Abendessen mit Freunden und die damit einhergehende Wärme und Verbundenheit in seinem Herzen anfühlten. Er blühte auf. Er hatte wieder Freude am Leben. Diego-Herbert ging es ähnlich. Die beiden Männer hatten eine gute Zeit.

Doch Mariah, Diego-Herberts Frau, konnte das Glück in Heidelberg nicht finden. Nicht auf dem Land, nicht auf dem Hof und nicht ohne ihre Familie. Sie hatte Heimweh und wollte zurück nach Wien, wo sie den Rest ihrer Familie zurückgelassen hatte. Damit machte sie Olafs und am Ende auch Diego-Herberts Glück einen gehörigen Strich durch die Rechnung.

Diego-Herbert war innerlich zerrissen. Er musste wählen. Irgendwo zwischen Olafs und Mariahs Glück befände sich seines, so dachte er, und er war sich sicher, er müsse sich entscheiden. Er musste wählen und das fiel ihm ganz und gar nicht leicht. Als er sich letztlich dazu entschloss, mit seiner Frau und seinen Kindern nach Wien zu ziehen, fühlte er einen tiefen Schmerz, gepaart mit der Gewissheit, dass er sein Glück in Heidelberg zurückließ, und das nicht etwa nur kurz, sondern auf unbestimmte Zeit. Sein Glück wäre nun für immer in Deutschland und er in Wien – so dachte er zumindest, und während er Anna seine Geschichte erzählte, sah sie ihm an, wie traurig er war, so ganz ohne sein Glück.